

Das Lied vom Tarnowitzer Schichtglöcklein

Es ist bezeichnend und charakteristisch, daß viele dichterische Leistungen aus dem Bereich des Bergmanns der sozialen Not und dem Erlebnis des Grubenunglücks entstammen. Das ist bei den Werken zahlreicher oberschlesischer Schriftsteller der Fall, die selbst keine Bergleute gewesen sind, wogegen bei den oberschlesischen Arbeiterdichtern, die selbst im Bergbau „vor Kohle“ arbeiteten, das soziale Thema als Inhalt ihrer Schriften fast gänzlich fehlt. Josef Wiessalla, der nie unter Tage gearbeitet hat, errang mit seinem Bergwerksstück „Die Front unter Tage“, in den dreißiger Jahren in Berlin uraufgeführt und in Westdeutschland vielfach gespielt, einen beachtlichen Erfolg. Auch manche seiner Erzählungen, wie die „Unter Tage“ (zuletzt bei Reclam 1965), stammen aus dem Grubenrevier.

Andere Autoren der gleichen Herkunft waren, obwohl nicht aus eigener Anschauung, ergriffen von der Tragik, die das Bergwerk umgibt. Solange es Bergbau gibt, haben Menschen von Not und Tod in seinen Tiefen ausgesagt, zumeist durch das schlichte Lied und niemals gedruckte Geschichten des Bergmannes selbst.

Eines aber der oberschlesischen Bergmannslieder, das weder einen Kumpel noch einen beruflichen Schriftsteller zum Verfasser hat, stammt von Rudolf von Carnall (1804—1874), der 1825 beim oberschlesischen Bergamt in Tarnowitz als Leiter der Aufbereitungsanlage des staatlichen Blei- und Silbererzbergwerkes tätig gewesen ist und die Tarnowitzer Bergschule ins Leben rief. Das ist auch deshalb erwähnenswert, weil Carnall später (1848) nicht nur als Vortragender Rat für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen in Berlin wirkte, sondern sich als Wissenschaftler und Verfasser zahlreicher Schriften über das Bergwesen einen geachteten Namen machte. Als Berghauptmann und Direktor des Oberbergamtes in Breslau ernannte ihn 1855 die Universität Berlin zum Dr. phil. h. c.

Auf Rudolf von Carnall sind auch die sogenannten „Schmidt-Carnallschen Regeln“ zurückzuführen, mit denen die Gesetzmäßigkeiten für die Ausrichtung von Sprüngen im Steinkohlengebirge festgestellt sind. Aber jenes vielleicht etwas sentimentale, doch echt erfüllte Lied vom „Tarnowitzer Schichtglöcklein“, das er in seinen frühen Berufsjahren — es soll 1827 gewesen sein — aus eigenem Erleben gedichtet, hat manche gelehrte Abhandlung von ihm überdauert, ist zum Volkslied geworden und uns so überliefert. („Lieder der Schlesier“, gesammelt von Prof. Gerhard Strecke, erschienen im P. J. Tonger-Musikverlag, Rodenkirchen-Köln). Ähnlich dem bekannteren „Glückauf, der Steiger kommt“ sangen es Generationen von Bergleuten und erlebten darin ihr eigenes Schicksal:

*„Schon wieder tönt vom Schachte her
des Glöckleins dumpfes Schallen.
Laßt eilen uns, nicht säumen mehr,
zum Schachte laßt uns wallen.
Drum, Liebchen, gib den letzten Kuß,
laß scheiden uns, weil's doch sein muß,
das ist des Schicksals Lauf — Glückauf!“*

*Bald fahren wir zum Schichtbeginn
die steile Fahrt hernieder.
Ein jeder eilt zur Arbeit hin
und alles regt sich wieder.
Man hört des Pulvers Donnerknall,
des Schlägels und des Eisens Schall,
der ‚Hunde‘ Räderlauf — Glückauf!“*

*Und sollte einst in tiefer Nacht
mein letztes Stündlein schlagen,
so stehe ich in Gottes Macht,
der hilft mir alles tragen.
Drum, Liebchen, klag' und weine nicht.
Den Tod nicht scheu'n ist Bergmannspflicht.
Wir fahr'n zum Himmel auf — Glückauf!“*